

**Jakub Ekier**  
**Dankesrede**

Meine Damen und Herren,

der Übersetzer ist der Fahrdienstleiter. Er lenkt die Assoziationen auf bestimmte Gleise, dort aber, wo die möglichen Deutungen eines Originals auseinandergehen, stellt er nolens volens Weichen. Wohin er sie stellt, muss er jedesmal neu, ohne vorgegebenes Schema entscheiden. Und oftmals ist er gezwungen, eine Umleitung zu verfügen. Wenn etwa ein deutsches Gedicht mit einem Idiom spielt, sieht der Übersetzer zwei gerade Wege vor sich, die beide vom Ziel wegführen. Der eine will einen buchstäblichen Sinn wiedergeben und verfehlt eine Metapher, beim anderen ist es umgekehrt. Nun bleibt einem nichts Anderes übrig, als einen Umweg zu wählen. Fest steht, dieser sollte ans Ziel führen, bloß wo entlang? Einen solchen Prozess des unaufhörlichen Entscheidens beschreibt der tschechische Übersetzungstheoretiker Jiří Levý. Bei seinen Überlegungen dazu verwendet er die Spieltheorie. Ich glaube, die Arbeit des Übersetzers ist sowohl ein freies Spiel als auch ein disziplinierter Dienst. Ein Spiel im Dienst von etwas. Eine paradoxe Tätigkeit also und vielleicht gerade deshalb so spannend.

Wie ist es dazu gekommen, dass ich dieser Tätigkeit nachgehe? Auf diese Frage antworteten in ihren Dankesreden meine verehrten Kolleginnen und Kollegen, denen die Ehre zuteil wurde, den Karl-Dedecius-Preis verliehen zu bekommen. Daher erlaube auch ich mir anzudeuten, wem ich meinen kleinen Stapel übersetzerischer Veröffentlichungen verdanke, der ganz bescheiden ist und doch heute so großartig ausgezeichnet wird.

Meine notgedrungen selektive Danksagung beginne ich bei einem Menschen, der zugleich eine Instanz ist, nämlich bei Professor Dedecius selbst. Wie der heutige Preis, so standen auch meine Anfänge unter seiner Schirmherrschaft, da er, der schon damals zu meinen übersetzerischen Vorbildern gehörte, zugleich Leiter des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt war. Man kann gar nicht genug betonen, wieviel den Leuten meines Fachs, darunter seit über zwanzig Jahren auch mir, die Fürsorge von seiten dieses Instituts sowie – beides geht ja häufig einher – der Robert Bosch Stiftung bedeutet. Ganz allgemein, aber nicht weniger dankbar, erwähne ich auch andere, besonders deutsche und österreichische Kulturinstitutionen. Ohne sie wäre ebenfalls manche übersetzerische Unternehmung auf dem Abstellgleis gelandet. Ohne sie hätte ich nicht so oft Goethes Tipp beherzigen können, in die Länder der Dichter, die ich verstehen wollte, zu gehen. Ich fühle mich auch in der Schuld von Verlagen und Zeitschriften, die sich nicht davon abschrecken ließen, dass etwa ein sächsischer Autor kein angelsächsischer ist. Besonders meine zwanzigjährige Zusammenarbeit mit der Redaktion von „Literatura na Świecie“ könnte ein neues Sprichwort prägen: „Gelegenheit macht Übersetzer“.

Zu den Privatpersonen, an die ich mit besonderer Dankbarkeit zurückdenke, gehören die Fachberater bei meinen Übersetzungen, die fast ein ganzes Alphabet von Spezialgebieten repräsentierten, von der Anwältin für Strafrecht über den Nervenarzt bis zum Zauberkünstler. Auch deutsche Muttersprachler boten mir beim Stellen lexikalischer Weichen. Unter ihnen will ich eine kürzlich verstorbene herausragende Übersetzerin polnischer Literatur nennen: Es war Doreen Daume, die auch eine Begabung für Freundschaft hatte. Und wie oft entdeckten Freunde oder Angehörige verhängliche Stellen in meinen entstehenden Übersetzungen, wo mir inzwischen der weite Blick abhanden gekommen war, weil ich nur noch eingleisig dachte! Die beste Schule der polnischen Sprache und des literarischen Metiers boten mir aber wohl immer die Lektoren meiner Texte. Entsprechende Lektionen im Deutschen werden mir von den übersetzten Schriftstellern selbst erteilt, den Autoren, die manchmal bereit sind, Dutzende oder Hunderte translatorischer Fragen zu beantworten. Immer wieder verwundert mich dabei die Geduld von Reiner Kunze, der für mich nicht nur zu den wichtigsten Autoren, sondern auch zu den poetischen Meistern und den mir am nächsten stehenden Menschen gehört.

Bei unserem Dienst wird ein Kollege oder Mitarbeiter schnell zu einem Freund, und ein Lehrer des Fachs erweist sich bald als wichtiger Mensch. Wie etwa Frau Adelaida Gac-Holona, Uni-Lektorin für Deutsch und meine unschätzbare Privatlehrerin in den Oberschuljahren. Genauso einprägsam, wie sie mir die Schönheit der Gedichte von Eichendorff, Rilke oder Brecht zeigte, brachte sie mir den Unterschied zwischen dem kurzen und dem langen „e“ bei. Oder der inzwischen ebenfalls verstorbene Literaturhistoriker und Betreuer meiner Magisterarbeit Professor Tadeusz Namowicz, der mich später dazu einlud, an zwei von ihm herausgegebenen Anthologien mitzuübersetzen. Zu den Menschen, denen ich besonders viel verdanke, zählen auch die Pianistin Professor Roswitha Gediga und ihr Ehemann, der Philologe und Wissenschaftsmanager Jost-Gert Glombitza. Das Haus der beiden am Rhein war mir eine Zuflucht, als ich, noch während meines Studiums, unter dem eisernen Vorhang hindurch zum ersten Mal in die Bundesrepublik schlich, und unsere Freundschaft hält ebenso an, wie diese Kölner Villa dem regelmäßigen Hochwasser standhält.

Schließlich die vor einem Jahr verstorbene, 1927 in Koblenz geborene Barbara Schreck. Meine Erinnerung an ihre Anwesenheit im Leben unserer Familie beginnt mit einer Handpuppe, die ich als Kind von ihr geschenkt bekam. Der Vater von Frau Schreck, ein Lehrer, war in Nazi-Haft gewesen, und sie selbst fühlte sich später verpflichtet, bei ihren ersten Polenreisen die ehemaligen Konzentrationslager zu sehen. Lange Zeit besuchte sie unser Land alljährlich aus Anlass der Buchmesse in Warschau, da sie Angestellte des Stuttgarter Wissenschaftsverlags S. Hirzel war. Vor exakt fünfunddreißig Jahren wagte ich mich in den monströsen Schlund des Warschauer

Kulturpalastes vor, und nachdem ich „pani Barbara“ an ihrem Messestand begrüßt hatte, sprach ich, noch sehr überschülerhaft herumstotternd, mit ihr als erstem Menschen in meinem Leben ein wenig länger deutsch. Dieses Gespräch dauerte dann ein Vierteljahrhundert fort, mal in Stuttgart, mal in Warschau, mal in Briefen, und ich könnte schwer aufzählen, wie oft mir Frau Schreck auf meinem literarischen Weg behilflich war. Zum Beispiel füllten auf ihre Veranlassung hin eines Tages unerwartete Postkartons das elterliche Vorzimmer, und darin lag das zweiunddreißigbändige Wörterbuch der Brüder Grimm. Ein Streckennetz aus Wörtern, Wendungen und Begriffen, von „Aal“ bis „Zypressenzweig“, ebenso unermesslich wie das zwischen „abakan“ und „żyzny“ – meiner Sprache im Wachen und im Träumen, dem Polnischen.

Diese beiden lexikalischen Territorien wurden zu meinem Arbeitsplatz. Dazu aber verhalf mir wie niemand sonst eine polnische Freundin von Barbara Schreck: meine Mutter. Ihr Vater, ein Staatsbeamter, war gleich nach Kriegsausbruch von den sowjetischen Kommunisten verschleppt worden und kehrte nie zurück; bald musste die sechzehnjährige Maria Hanus ihr Deutsch einer mustergültigen Gymnasiastin schwersten Prüfungen unterziehen. Etwa als sie, um den Lebensunterhalt ihrer Mutter und Schwester zu bestreiten, unter der deutschen Besatzung eine Arbeit als Stenotypistin in einem Industriebetrieb aufnahm, oder als sie Kundschafter der Widerstandsbewegung auf dessen Gelände einschleuste. Mehrmals kam es vor, dass wenn Landsleute in ihrer Umgebung von Deutschen behelligt wurden, diese eben „Fräulein Malinka“ als Dolmetscherin zu den weiteren Verhandlungen hinzuholten, die sie dann mit immer derselben kühlen Frage begann: „Was wünschen Sie?“ Nach dem Krieg trug meine Mutter, Klavierlehrerin von Beruf, dank ihrer Gewandtheit im Deutschen zu manchem musikalischen Ereignis oder Text bei, vor allem mit Carl Philipp Emanuel Bachs Abhandlung *Versuch über die wahre Art Clavier zu spielen*, die sie übersetzt hat. Meine Mutter war es, die, sprachbegabt nach ihrem Vater, erstes philologisches Interesse bei mir förderte. Sie, eine Bewunderin von Heine und Thomas Mann, stellte seinerzeit einige der für das Kind ausschlaggebenden Weichen. Diese haben darüber mitentschieden, dass ich heute hier sein kann.

Ich bin auch hier dank der Tatsache, dass meine Mutter bei einem Autounfall, den sie während des Krieges erlitt, nicht lebensgefährlich an der Schläfe, sondern einen Zentimeter daneben verwundet wurde. An derselben Stelle, wo sie sich zwanzig Jahre später erneut eine leichte Verletzung in einem entgleisten Waggon zuzog, als sie das erste Mal in ihrem Leben Deutschland sehen sollte. Mehr noch: Sie sollte Leipzig sehen. Dieselbe Stadt, aus der ich viele Jahre später zurückfuhr, das erste Mal in meinem Leben, um dann von einer Schaffnerin zu hören, der Zug wäre beinahe entgleist.

Auch dafür, dass er letzten Endes in Fahrt kam, bin ich dankbar. Der heutige Preis legt die Vermutung nahe, dass die Gleise so falsch nicht gelegt waren.

Den Juroren und Stiftern danke ich für dieses Gefühl. Wie auch für die  
ungemeine Ehre der Beförderung im paradoxen Dienst des Übersetzers.